

Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rikel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als betrachte er hiermit die Angelegenheit als erledigt, wendete sich der Abt wieder zu den ihn umstehenden Kriegsteuten, so daß den beiden Vitzstellers nichts übrig blieb, als sich mit einer tiefen Verneigung zurückzuziehen und den Saal zu verlassen. Gerade waren sie im Saal, den weiten Flur zu durchschreiten, als sie eilige Schritte vernahmen; der Bruder Volker war es, der auf Welf und ihm mit freundlichem Gruß die Rechte bot. „Vergesst nicht, daß wir uns nicht, aber Menschen finden sich wieder!“ er dabei lächelnd. „Kennst du mich noch, Welf Hillehofen?“

„Als ich der Welt noch angehörte, nannte man mich Bertold von Madenzell!“ entgegnete der Bruder mit sanftem Lächeln, indem er auf das auf seiner Brust hängende Kreuz deutete. „Als Bruder Volker steh' ich heut' vor dir. Als wir in unseren goldenen Jugendtagen an wilden Kriegsspielen uns ergöhten, da hättest du wohl nicht geahnt, daß du mich einst als Priester wieder findest? Ist auch mein Wille nicht gewesen — gedachte wie du ein frischer Reitermann zu werden, im vollen Leben meine Kräfte zu erproben, aber der Mensch denkt, und Gott lenkt! Er hat mich auf den rechten Weg gewiesen, nachdem ich mein Hoffen auf irdisches Glück kläglichen Schiffbruch erlitten, und heute dank' ich es dem Ewigen, daß alles so gekommen ist. Doch davon später! In trauter Stunde will ich dir mein Schicksal künden; jetzt liegt die Pflicht mir ob, die ehrfame Jungfer zur edlen Frau von



Marktplatz von Péronne mit zerstörten Häusern und dem Denkmal der heldenmütigen Jungfrau von Péronne.

Aufnahme des Illustrations-Photoverlags.

Ein Augenblick stand der Angeredete verblüfft, und fragend in das bleiche Angesicht des Bruders, dann ging es wie ein Blitzes Erinnern über seine Züge, und die Hand des Fragenden zeigend, rief er: „Bertold von Madenzell — seh' ich recht, ist es? So seh' ich endlich dich nach vielen Jahren wieder!“

„Wiedern, der Ruhme unseres hochwürdigsten Herrn zu geleiten. Dort ist deine Schutzbefohlene in treuer Gut.“

„Du bist der Bruder Volker, dessen tapfere Kriegestaten man im ganzen Lande rühmt?“ fragte Welf verwundert. „Wie hatt' ich jemals dies geahnt!“

„Kein anderer, doch man preiset mich über Gebühr!“ erwiderte Bruder Volker mit der ihm eigenen Sanftmut. „Vom blinden Zufall hängt gar oft das Glück der Waffen ab, und günstig ist der Zufall mir stets gewesen, so daß ich unsere Feinde niederwerfen konnte.“

„Daran erkenn' ich meinen alten Bertold!“ rief Welf, indem er die Hand auf des Bruders Schulter legte. „Anstatt dich deiner waderen Taten zu rühmen, suchst du sie zu verkleinern! Weißt du es noch, wie wir als Vuben auf dem Eis des Stromes spielten, und ich an einer morschen Stelle jääh versank? Des Todes wäre ich gewesen, hättest du dein Leben nicht für mich gewagt! Und wolltest dann von Dank nichts wissen, hast bescheiden behauptet, daß es mir auch ohne deine Hilfe wohl gelungen wäre, dem nassen Grabe zu entinnen!“

„Und du bist auch der Alte noch, der überschwenglich alles lobt und preist!“ versetzte Bruder Volker lächelnd. „So wollen wir denn hinfüro auch die Alten bleiben und das Band der Jugendfreundschaft auf das neue knüpfen. Hier aber sind wir an unserem Ziele. Die edle Frau von Wedern wird sich freuen, einen Gast in ihrer Einsamkeit empfangen zu dürfen.“

Sie hatten während dem Gespräche die Abtei verlassen und waren, durch mehrere Gassen wandelnd, an einem altertümlichen Gebäude angekommen, dessen ganzes Äußere die Vornehmheit seiner Bewohner verriet. Aus Porphyraquadern erbaut, sprangen an seiner breiten Vorderseite zwei spitzwinklige Erker hervor, welche durch eine steinerne, reichen Blumenschmuck tragende Galerie verbunden waren. Auch vor den zahlreichen bleigefassten Fenstern des Hauses nisteten aus zierlich geschnittenen Scherben buntfarbige Blütenköpfe, die sich in ihrer Farbensülle gar anmutig von dem dunklen Grün des Eisens abhoben, der zwischen den spitzbogigen Fenstern die Mauer bedeckte und bis zum Dach emporstreckte. Zu beiden Seiten der mächtigen Eingangspforte des Hauses standen zwei uralte Rosenstöcke, die ihr mit unzähligen Knospen besetztes Gerank um das in der Mitte der Wölbung angebrachte steingemeßte Bild des heiligen Florian schlangen, so daß der unter dem Mitter befindliche Spruch:

„Beschirm o Herre Gott in Gnaden
Dies glücklich Haus vor Feuerschaden!“

kaum zu lesen war. Das Ganze machte einen überaus anheimelnden, freundlichen Eindruck, der noch durch die Gestalt der an einem der Erkerfenster sitzenden silberhaarigen Matrone gehoben wurde, die sich soeben von dem Spinnroden erhob und mit einiger Verwunderung auf dem milden Gesicht auf die Kommenden herabjah.

Einen freundlichen Gruß hinaufwinkend, schritt Bruder Volker nach der Eingangspforte und ließ den schweren eisernen Klöppel niederfallen. Als hätte man das Kommen der Gäste erwartet, wurden die beiden Eichenslügel der Türe sofort weit zurückgeschlagen und ein alter, weißköpfiger Mann trat freundlich lächelnd den Besuchern mit den Worten entgegen: „Der Herr segne euren Eingang!“

„Ich bringe Euch liebe Gäste, Vater Klaus,“ redete ihn der Bruder an, „die ich Eurem Schutz empfehle, indes ich gehe, sie der edlen Herrin anzumelden!“

Damit schritt er durch den säulenge tragenen gewölbten Flur zu einer breiten nach oben führenden Steintreppe, indes der als Vater Klaus angeredete Greis unter tiefen Verbeugungen Welf und die Jungfrau einlud, ihm in ein seitlich gelegenes Gemach zu folgen, wo er sie bat, sich kurze Zeit zu gedulden.

Der Alte hatte das Gemach wieder verlassen, und Welf und Herlinde waren allein. Auf dem Wege hatte sich die Jungfrau mit keinem Wort an dem Gespräch der beiden Jugendfreunde beteiligt, war vielmehr stumm und teilnahmslos für alles, was um sie her vorging, einhergeschritten. Erst als Welf jetzt begann: „Hier seid Ihr wohl geborgen und behütet, teure Herlinde, und getrost kann ich von hinnen reiten, um dem Räte unserer Vaterstadt die Unglücksbotschaft zu verkünden!“ — da schreckte Herlinde aus ihrem Sinnen empor, und rasch auf den jungen Reitersmann zutretend und seine Hände erfassend, stammelte sie:

„Bleibt Welf — verlaßt mich nicht! Auf Euch ruht jetzt mein ganzes Hoffen, und eine innere Stimme sagt mir, daß nur Ihr es vermöget, meinem lieben Vater in seiner Not beizustehen, ihn vielleicht aus den Händen der Räuber zu befreien! Der hochwürdige Herr vertröstete mich auf eine spätere Zeit! Mit der namenlosen Angst im Herzen soll ich untätig geduldiß harren — das vermag ich nicht! Ich sprech noch einmal bei Herrn Bertold für den Vater, lieber Welf! Vielleicht gelingt es Euch, ihn zu bewegen, daß er den Ebersburgern bei seinem Born besieht, den Vater freizulassen!“

„Laßt Eure Hoffnung sinken, teure Herlinde!“ erwiderte Welf kopfschüttelnd. „Denn all mein Bitten wäre vergeblich, nachdem Herr Bertold seinen Willen kundgetan. Ich kenne meinen hochwürdigen Vater und weiß, daß er sich niemals von dem abbringen

läßt, was er einmal beschlossen hat. Und was er in Eurem befohl, das ist weise und gut! Er kann nicht anders handeln, kann nicht seine Streitmacht zersplittern, nur um einen Gefangenen aus der Haft zu lösen, der noch dazu nicht zu seinen Untanen zählt. Euch bleibt nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen.“

„Geduld und abermals Geduld — ich kann mich nicht dulden, kann den Vater nicht ohne Hilfe lassen! Sein Tod es, wenn er vielleicht mondenlang in der Gefangenschaft sitzen müßte. Er ist ein Greis, bedarf der Pflege und kann ungebundene Freiheit nicht entbehren! O Welf — vor wenigen Stunden noch habt Ihr mir geschworen, daß Ihr bereit Euer Leben für mich einzusetzen. Ich halte Euch an Euer Wort! Begleitet mich zur Ebersburg! Ich will den Rittern zu Füßen werfen, will ihnen Gold die Fülle bieten und lange mit Bitten bestürmen, bis —“

„Das käme diesen Schelmen grade recht!“ unterbrach Welf Jammernde mit rauhem Aufschrei. „Ihr würdet dann Los des Vaters teilen, denn Edelmut ist diesen Räubern fremd. Nein, teure Herlinde — das schlägt Euch aus dem Sinn, solchem törichtem Beginnen leih' ich Euch meine Hilfe nicht.“

In Tränen ausbrechend, sank die Jungfrau auf den nächsten Stuhl und verhüllte das Gesicht in den auf dem Tisch schränkten Armen.

Welf aber fuhr fort: „Nicht umsonst sollt Ihr mich an Euer Wort gemahnt haben, teure Herlinde! Um Euch von Sorgen befreien, seh' ich mit Freuden mein Leben ein, und eher nicht ich wieder vor Euer Angesicht treten, bis es mir gelungen ist, den Vater zu befreien! Dem Mühtigen hilft Gott! Mit Eist und Eheit will ich's wagen, weil mit Gewalt nichts auszurichten.“

Da richtete sich die Jungfrau rasch empor und fragte: „So wißt Ihr einen Weg, auf dem die Hilfe gebracht werden kann, teurer Welf? O sagt es mir, was Ihr beginnen wißt.“

„Vielleicht kann ich Euch helfen oder raten.“

„Mein Plan ist noch nicht reif, o Teure!“ entgegnete der, fragte abwehrend. „Doch irre ich nicht ganz, dann laßt es vollenden. Der Bruder Volker, mein Jugendfreund, kam nur rufen. Er muß mit seinem Räte mir zur Seite stehen, der Dorfe Poppenhausen, unweit der Ebersburg, stand seine Wache.“

Einige Augenblicke stand Herlinde sinnend, dann sagte langsam: „Ich will mich nicht in Euer Geheimnis drängen, — nur dieses sag' ich Euch: Gelingt es Euch, den Vater zu befreien, dann wird sein Dank ein unbegrenzter sein! Ich wird er Euch, seinen Retter, belohnen und —“

„Vollendet nicht!“ unterbrach Welf die Sprechende mit heftigen Gebärden. „Wenn ich das Wagnis unternehme, tue ich es nicht für klingenden Lohn, und als eine schwere Leistung würd' ich es betrachten, wenn Herr Burkhard Gold böte. Um Euer Herzeleid zu stillen, wag' ich den schweren und wenn mir alles wohl gelingt, dann hab' ich meinen hohen Lohn in dem Gedanken, Euch, teure Herlinde, glücklich zu wissen.“

Mit einem strahlenden Blicke reichte Herlinde dem Bruder die Hand, und vielleicht wäre in diesem Augenblicke ein kühnheitsvolles Wort von ihren Lippen gefallen, wenn sich die Türe geöffnet hätte und Bruder Volker mit der Herrin des Hauses eingetreten wäre. Mit gewinnender Freundlichkeit die würdige Matrone auf Herlinde zu, schloß sie in die Arme, begrüßte sie mit den Worten:

„Fürwahr, ich schulde meinem hochwürdigen Vetter, daß er mir ein solch liebes Töchterlein sendet! Sei mir willkommen, liebes Kind! Der Herrgott segne deinen Eingang, möge dir in meinem Hause nur Freuden bescheren!“

Dankbar küßte Herlinde die Hand der Greisin, die sich zu Welf Hillestößen wendete:

„Welf Hillestößen nennt Ihr Euch, wie mir der hochwürdige Bruder kündete? Der Name ist mir nicht fremd. Ein Hillestößen stand dereinst als Wassenmeister in Diensten der Abtei!“

„Das ist mein Vater, edle Frau!“ erwiderte Welf, indem er ihm gereichte Hand ehrfurchtsvoll küßte.

„Euer Vater?“ rief Frau von Wedern sichtlich erfreut. „Jetzt erkenne ich Euch wieder! Der Welf seid Ihr, der mir Vube, der gar oft in meinem Hause ein- und ausging? So willkommen, lieber Welf!“

Und die gesprächige Frau überschüttete den jungen Reiter mit einem Schwall von Fragen nach seinem Vater und Wohlergehen. Ohne eines der anderen zu Worte kommen lassen, kramte sie sodann die Erinnerung an längst entschwundene Zeiten aus, und wäre es nach ihrem Willen gegangen, so hätte Welf noch stundenlang in ihrem Hause verweilen müssen, sehr diesen aber die Nähe der geliebten Jungfrau bedrängte es ihn zum Gehen, um das, was er bezüglich der Freilassung des Rats Herrn Burkhard Limburg im Sinne trug, Bruder Volker zu beraten. Frische Tatenlust schwellte seine

mit dem Versprechen, sich täglich in dem Hause der Frau von ern einzufinden, solange er in Fulda verweilte, verließ er dem Freunde das gastliche Haus.

3. Die Jugendfreunde.

Ein Betpult mit darüber angebrachtem holzgeschnittenem Ausbild, ein hartes Lager sowie ein roher Tisch mit Stuhl — das bestand die Ausstattung der weißgetünchten Zelle, in die Bruder Volter den Jugendfreund führte, nachdem sie die wieder erreicht hatten. Gar seltsam nahmen sich in dem in Geläß die in einer Ecke lehrende schwere Eisenrüstung aus, die verschiedenen Waffen — breitlingige Schwerter, Hiltföben und Wurfspere — die rings um die schimmernde aufgestapelt waren, so daß jeder Eintretende im Zweifel über sein konnte, ob er sich in dem Heim eines friedlichen ers des Herrn oder in demjenigen eines rauhen Kriegsmanns be. Bruder Volter mochte diesen Gedanken auf dem Gesicht s Begleiters lesen, denn mit traurigem Kopfnicken bemerkte er: Hier erkennest du, wie weit wir noch von dem Frieden auf entfernt sind, den der Heiland gepredigt hat. Die friedliche des Klosterbruders ist unter der Zeit zur Waffenn geworden, und zum määnermordenden Streite müssen die Diener des Herrn, anstatt der Welt die Liebe verkünden, wie es unser hochwürdigster Herr heute beflagt. Siehe das Antlitz des Getreuzigten an, — der Sprecher le nach dem Christusbilde — „in diesen Zügen malet sich Leid darüber, daß seine Lehre nicht verstanden worden ist, die Menschheit sie geflissentlich nicht verstehen will! Wann den in der Finsternis Wandelnden endlich der Morgen der mtnis tagen?“

Mit einer trauernden Gebärde ließ sich der Sprecher auf den des Lagers nieder und deutete nach dem einzigen Schemel Zelle, damit der Besucher Platz nehme. Dann fuhr er, in leichten Ton verfallend, fort:

„Ist es mir doch immer noch wie ein Traum, daß ich dich, lieben Genossen meiner Knabenjahre, wiedersehe. Wie hat alles seit jener Zeit geändert! Erzähle mir doch, lieber Welf, es dir erging! Doch was brauche ich zu fragen? Dir lag der zum Leben frei und offen, und niemand wehrte dir, deinem ren Drange zu folgen und ein Reitersmann zu werden, wie is Buße es gewollt.“

Welf schüttelte den Kopf.
Du täuschst dich, Freund! Hat Müß' und Not genug gekostet, in der geworden bin, als welchen du mich siehst. Zwar wider sich mein guter Vater nicht meinem Begehren, das Waffennwert zu ergreifen, jedoch mein selig Mütterlein hat alles monnen, mir den Gedanken zu verleiden, aus Furcht, mich, Einigen, zu verlieren. Und die Beharrlichkeit der Mutter, Bitten und ihr Überreden, hat schließlich den Sieg davon- gen. Ein Mann des Friedens, ein hochgelahrter Medikus ich werden, zu welchem Ende man mich dem greisen Medikus elin als Schüler gab. Der sollte mich mit seiner Weisheit n, bis ich zu höchsten Würden reifgemästet war. Hat sich tedlich Mühe gegeben, der brave Mann, und mancherlei ne Künste mich gelehret. Bin jahrelang voll Eifer auch be- gewesen, unter Leitung meines greisen Meisters der Dinge zu ergünden, die Kräfte der Natur in ihrem Walten elauschen und dem, was seit Jahrtausenden von klugen enköpfer erjonnen ward, neues Wissen beizufügen. Habe ita und Scheidkunst betrieben, bin auch in der Heilkunde u mancherlei magischen Künsten gar wohl bewandert, so daß ir wohl nicht daran gefehlt hätte, zu Ansehen und zu Reich- zu gelangen. Doch das stille Leben hinter Tiegeln und len behagte mir auf die Dauer nicht, und stets beseele mich glühende Verlangen, die Jugendkraft im Kampfe mit den Feinden zu erproben, die mit der Stadt in Fehde lagen. Ich Genossen meines Alters sah, die kampfgelüftet vor die zogen, dann schämte ich mich vor mir selbst, daß ich als er, harter Geselle hinter sicheren Mauern blieb und meine Kraft nur Dingen widmete, die jeder schwache Greis ver- konnte. Solange meine gute Mutter lebte, hab' ich den Drang gewaltfam unterdrückt, um sie nicht zu betrüben, als der Herr sie zu sich nahm, gab ich von Tag zu Tag den ten Stimmen mehr Gehör. Hab' fleißig allabendlich die ten aufgesucht, wo Frankfurts Streiter sich am Weine n, und lernte dort den Feldhauptmann der Stadt, den ehren- Klaus von der Hochstadt, kennen. Du kannst das Ende dir n! An einem schönen Morgen schnürte ich mein Bündel, dem hochgelehrten Herrn Medikus Storcklein samt seinen sen, Tiegeln, Gläsern und Phiolen für ewig Lebewohl gesagt in ein Reitersmann geworden. Hab' es bis heut' noch nicht z, zumal mein guter Vater sich verjöhnen ließ. Doch wie dir ergangen, lieber Freund? Wie kam's, daß du, der

lebensfrohe Knabe, die Rutte wähltest? Hat dir das Leben so übel mitgespielt? Nicht müßige Neugier läßt mich fragen —

Die herzliche Anteilnahme, die aus den Worten des Sprechers klang, berührte den Bruder sichtlich wohlthuend, denn mit einem sanften Lächeln nahm er des Freundes Hand und unterbrach ihn:

„Ich weiß, daß mir dein Herz in alter Freundestreue ent- gegenschlägt und danke Gott, dem Herrn, daß er in dir mit eine Seele sendet, der ich mein Leid vertrauen darf. Das erleichtert! Mein Leid sag' ich! Nach menschlichem Ermessen widerfuhr mir Leid, doch hat mich dieses Leid zum Frieden mit mir selbst ge- führt, und darum darf ich glauben, daß ich ein Erwählter des lieben Herrgotts bin, denn die er liebt, die prüfet er. Du kannst vielleicht aus dem, was mir in meinem Leben widerfahren, zu deinem Frommen eine Lehre ziehen!“

Der Sprecher hatte sich von seinem Sitz erhoben und ging mit gesenktem Haupte eine Weile in der Zelle langsam auf und nieder, als überlege er, in welche Form er seine Worte kleiden solle. Dann fuhr er nach einem schweren Aufatmen fort:

„Du weißt, daß meines Vaters Lehenstschloß unweit der Ebersburg gelegen war, am Dorfe Poppenhausen. Als kaiserlicher Lehens- träger und Edelmänn war mein Vater den Herren der Ebersburg im Range gleich, und ward von jeher zwischen Burg und Hof friedvolle Nachbarschaft gehalten, zumal Herr Albrecht, der Vater der drei Ebersburger Ritter, ein alter Kriegsgenosse meines Vaters war. So kam es, daß die drei Ebersburger als Ruben meine Spielgenossen waren, und daß mich mit dem jüngsten der drei, dem Heinz, die innigste Freundschaft verband. War er auch ein wilder Bube, so hatte ich ihn doch herzlich lieb, und leidenschaft- lich war auch er mir zugetan, gerade vielleicht, weil seine innere Besensart von der meinen grundverschieden war. Wenn ich von der hohen Schule in Fulda nach Hause kam, dann ward ich stets mit hellem Jubel von dem Heinz empfangen, und unzertrennlich waren wir in den Wochen, während denen ich im Vaterhaus verweilte. Dann schwärmten wir von künftigen Heldentaten, die wir als Männer einst vollführen wollten; die alten Sagen Griechenlands, von Romas Größe mußte ich ihm erzählen, und in heiliger Begeisterung hat er mir oftmals ge- schworen, daß das Band unserer Freundschaft so unzertrennlich sei, wie das, welches zwischen Drest und Pylades oder zwischen den Thebanerhelden Epaminondas und Pelopidas sich knüpfte. Schwüre sind ein morsches Band, das in dem Wetter der Zeiten leicht zerreißt — ich hab's erfahren!“

Der Sprechende stich sich mit einer traurigen Gebärde über die Stirne und fuhr nach einer Pause fort:

„War mir an das Herz gewachsen, der Heinz, gerade wie mein väterliches Haus, das mir als einzigem Sohne als Erbteil zu- stand. Aber wie ein Paradies erschien mir erst die Heimat, als Waltrudis darin weilte. Sie war ein Waisenkind von meiner seligen Mutter Sippe, das nach dem Tode seiner Eltern aus Barmherzigkeit von den Meinen in das Haus genommen ward. Bevor ich sie gesehen, hatte niemals mein Herz beim Anblick eines Weibes stürmischer geschlagen, doch als sie vor mich trat in ihrer Jugend Blüte, da wallte jäh ein seliges Empfinden in mir empor, als wäre ich zum wahren Leben erst erwacht. Soll ich dir singen und sagen, wie einem jugendlichen Gesellen zumute ist, den der Minne Zauber erfaßt hat? Wenn mich nicht alles trägt, so hast du an dir selbst es schon erfahren. Genug — mein ganzes Denken war der engelichönen Waltrudis geweiht, und als der Glückliche der Sterblichkeit fühlte ich mich, als ich an einem Sommerabend in der Rosenlaube ihr das Geständnis ihrer Gegenliebe von den Lippen küssen durfte. Meine guten Eltern segneten den Bund, so daß unserem Glück nichts im Wege stand. Da nahte das Verhängnis in Gestalt meines Dusenfreundes, des Ritters Heinz von Ebersburg. Ein Zufall wollte, daß er einst Waltrudis im Walde sah, als er vom Jagen heimwärts ritt, und rasch entflammt von ihrer jugendlichen Anmut, stahl er sich in ihr Herz hinein und verstand es mit der Zeit, mit Schmeich- worten die Unerfahrene zu betören, so daß sie meiner, der wieder auf der hohen Schule weilte, treulos vergah.“

(Fortsetzung folgt.)

Falscher Verdacht.

Eine lustige Geschichte von Paul Blüß. (Nachdruck verb.)

Herr Postsekretär Friß Schwendy war überglücklich — heute war sein Hochzeitstag! Heute endlich sollte er sein Gretchen heimführen! — Er war bereits in großer Gala und auf dem Wege zum Brauthaus, um mit seiner Angebeteten nach dem Standesamt zu fahren.

Als er ankam, begrüßte ihn der Schwiegervater zuerst: „Du mußt noch ein wenig warten, lieber Friß, die Damen sind noch beim Ankleiden.“

„Aber bitte, Papachen, das macht ja nichts; wir haben ja noch eine halbe Stunde Zeit!“
 „Trinken wir inzwischen ein Glas Rotwein —“ und schnell entlockte Papachen eine Flasche.

Dann kam auch Bruno, der Sohn des Hauses, ein flotter Studio, der erst gestern angekommen war, um der Hochzeitsfeier beizuwohnen, und der erst gestern seinen Schwager Fritz kennen gelernt hatte.

Nun saßen sie zu dreien und labten sich am Rotwein.

„Lieber Fritz“, sagte der alte Herr enthusiastisch, „ich bin außerordentlich glücklich, daß meine Grete einen so tüchtigen, braven Mann bekommt!“

„Aber Schwiegerpapa, du beschämst mich ja!“

„Durchaus nicht, mein Junge! Ich sage nur, wie ich's meine, und ich bin stolz auf dich! Ja, ja, so ist es!“

„Aber, Papachen, ich bin ein schwacher Mensch mit ebenso vielen Fehlern, wie sie jeder andere Durchschnittsmensch hat.“

Lächelnd aber wehrte der alte Herr ab: „Machen wir uns nichts vor, lieber Fritz! Ich kenne dich so genau, als wärest du mein eigener Sohn — und ich weiß, daß du keine Fehler hast — jawohl, keinen Fehler! — Also mach dich nicht schlechter als du bist! Ich wünschte, mein Herr Sohn nähme sich ein Beispiel an dir!“

Der „Herr Sohn“ zog die Augenbrauen hoch und sah den so gelobten Schwager von der Seite an.

Eben wollte Fritz etwas zu seiner Entlastung erwidern, als der alte Herr abgerufen wurde.

Nun saßen die beiden Schwäger allein.

„Also so ein Tugendbold bist du, lieber Fritz“, begann der flotte Studio schmunzelnd, „offen gestanden: zugetraut hätte ich dir das nicht!“

„Und du hast auch recht darin, lieber Bruno, denn obschon

ich vielleicht keinen der Fehler habe, die du nun in mir vermutest, so muß ich doch bekennen, daß ich doch ein geheimes Laster habe.“

„Ich bin starr!“

„Bisher habe ich dieses Laster deinen Angehörigen verborgen, weil ich fürchtete, meine liebe Braut dadurch zu verlieren; nun mich aber dein Vater dir als Vorbild hingestellt, glaube ich, wenigstens dir Rechenschaft schuldig zu sein.“

„Dein Vertrauen ehrt mich, los! Wie heißt dieses Laster?“

„Ich schnupse!“

Bruno starrte ihn heiter an. — „Was?“



Adolf Freiherr von Ahemen zu Varenstfeld, General der Infanterie, wurde zum Generalgouverneur für das okkupierte Serbien ernannt.

„Ja, ja! Ich schnupse! Du hast recht gehört!“

„Das ist kein Laster, sondern eine Gewohnheit!“ lachte Bruno.

„Wie du willst — jedenfalls ist es keine gute Angewohnheit! Und hätte Gretchen früher etwas davon erfahren, so hätte sie mich sicher ausgelacht!“

„Das ist immerhin möglich, denn ein schnupfender Liebhaber hat unbedingt etwas Komisches!“

„Und das ist ja mein Unglück!“

„Aber nichts ist einfacher, lieber Fritz, du wirst dir das Laster eben wieder abgewöhnen.“

„Unmöglich! Ganz unmöglich! Es sitzt bereits zu tief! Bereits zehn Jahren schnupse ich! — mals hatte ich ein Augenleiden, um dies zu lindern, verordnete der Arzt damals das Schnupfen — nun komme ich nicht mehr los davon! Alles, alles ist umsonst! — ohne diese Dose kann ich nicht existieren! — Sowie ich einen Augenblick habe, ziehe ich mich zurück, wohin mich keines andern verfolgen können, und dort nehme ich eine Priese — dann erst bin ich wieder Mensch unter Menschen.“

Lächelnd hatte Bruno zugehört, nun sagte er schmunzelnd: „sehr schöne Tabatsdose — bitte, sie mal genauer sehen!“

Vertrauensvoll reichte Fritz jungen Schwager die Dose hin.

Der besah sie lächelnd von allen Seiten — und plötzlich steckte er sie in die Tasche.

Fritz starrte ihn an: „Bitte, sie wieder her.“

Lächelnd verneinte Bruno: „denke nicht daran.“

„Aber, was soll das heißen? Ich will dir beweisen, daß ich alles kann, wenn man nur ernstlich will!“

„Ich behalte diese Dose morgen früh, denn ich nehme, daß du an deinem Hochzeitstage

nicht deinem Laster frönen wirst!“ Schmunzelnd stand er auf. „Bitte, Bruno, mache schlechten Scherze!“ bat er flehend.

Doch umsonst, denn der flotte Studio war bereits zur Tür hinaus, ohne daß der betrubte Bräutigam ihn zurückhalten konnte. Was nun? Er war ratlos.

Im nächsten Augenblick kam schon der alte Herr zurück.

„Nun, so allein, lieber Fritz? Wo ist denn Bruno hin?“

Verstört sagte der Schwiegerjohn: „Ich weiß selbst nicht, ging ganz plötzlich.“

„Nun, er wird ja schon wiederkommen“, tröstete sich Papachen, indem er eine Tabatsdose aus der Tasche zog und zu schnupfen begann.

Starr, mit sehnen- den, verlangenden Augen sah Fritz auf die Tabatsdose — oh, wenn er jetzt etwas sagen dürfte! — Leider aber durfte er nichts verraten!

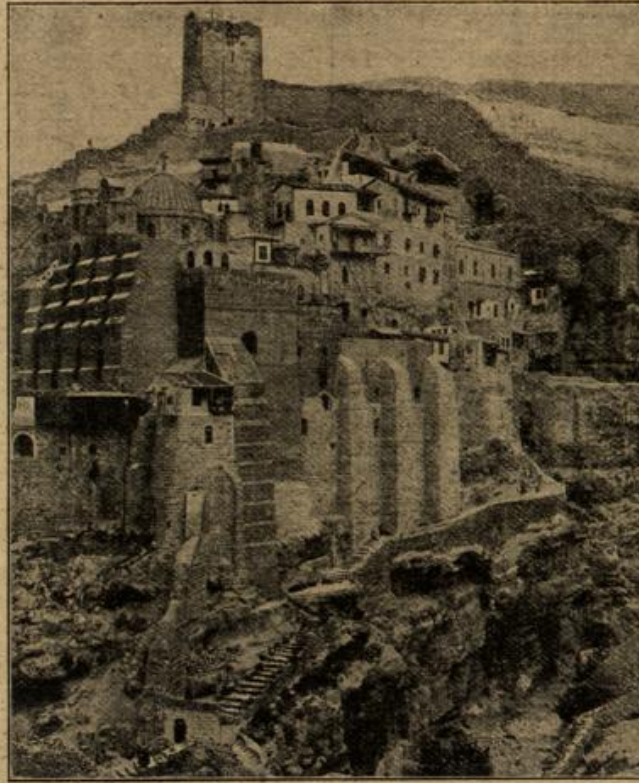
„Ich habe dir erst gar keine angeboten“, sagte der alte Herr lächelnd, „denn ich nahm an, daß ein so junger Mann doch wohl noch nicht schnupfen wird.“

„Aber ganz selbstverständlich, Papachen!“ stotterte Fritz, „natürlich darf das ein so junger Mann noch nicht tun!“

Der Alte nickte und legte die Dose neben sich auf den Tisch und begann wieder ein Gespräch über Eheglück und Ehepflicht.

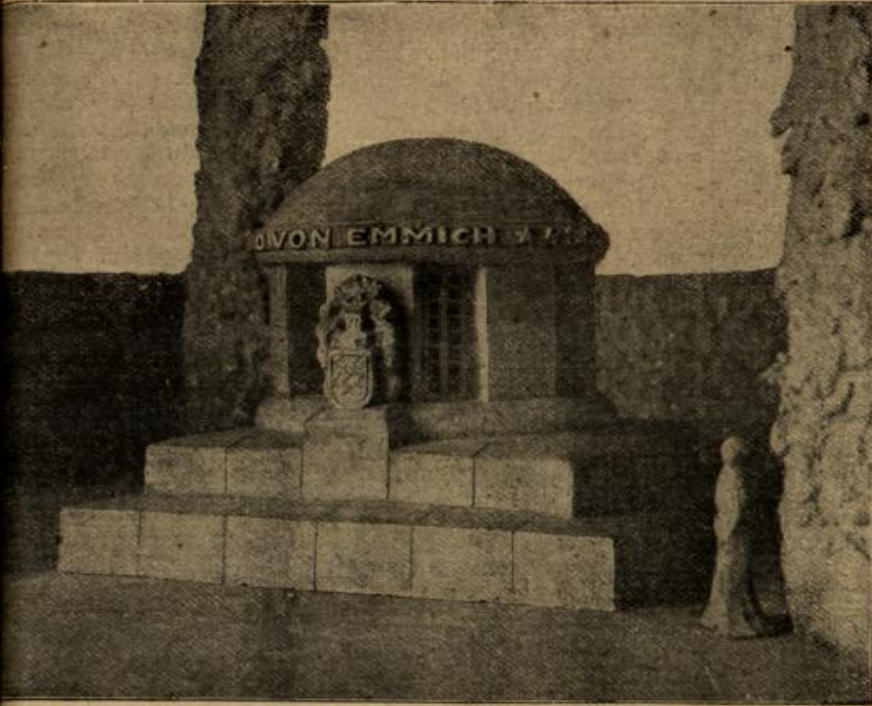


Eine ungarische Ärztin an der Front. Frau Dr. Leopold Guttmann, ungarische Ärztin, die bei der ersten Hilfe Dienst leistet.



Gesamtansicht der Mönchsansiedlung Mar Saba. (Mit Text.)

dir di
unmög
ereits
ben,
onete
upfer
s dar
—
nicht
nen f
mid
ern S
rt ne
st bi
schen
zuge
d: „
bitte,
Fritz
hin.
von
tte e
Bitte
mo:
ißen
daß
erni
Dose
ehme
stage
d er
che
zur
en for
rüd.
hin
t nich



Entwurf zu einem Ehrengabmal für General v. Emmich in Hannover. (Mit Text.)

Von alledem hörte Fritz aber herzlich wenig, denn alle seine Gedanken waren immer nur bei der Tabatsdose, die er heimlich immerfort anstarrte. Plötzlich wurde der alte Herr wieder abgerufen. „Entschuldige nur, bitte! An solch einem Tage gibt's gar Störungen“, damit ging er hinaus.

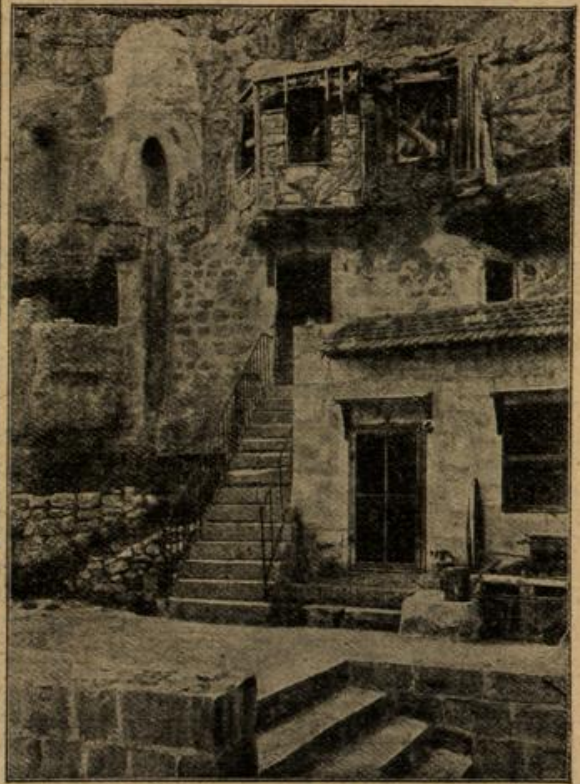


ard Fürst zu Dohna-Schlobitten.
ot. Ric. Verscheld. (Mit Text.)

Mit entsehten Augen aber das Dienstmädchen ihm nach das war ja eine nette Entung! Der Herr Schwieger steckte eine goldene Dose. Doch ehe sie darüber noch nachdenken konnte, lehr schon der alte Herr zurück. Ich habe eben meine Tabats hier liegen lassen — da, wo denn geblieben?“ Fragend er das Dienstmädchen an. „Ich sag sie doch eben noch!“ „Ja, ich habe sie nicht geommen!“ entgegnete Minna küstet, „da müssen Sie schon Ihrem Schwiegerjohn nach lassen, der hat die goldene Dose eingesteckt!“ — tollend ging sie hinaus. Der alte Herr aber sank ent in einen Stuhl, denn der

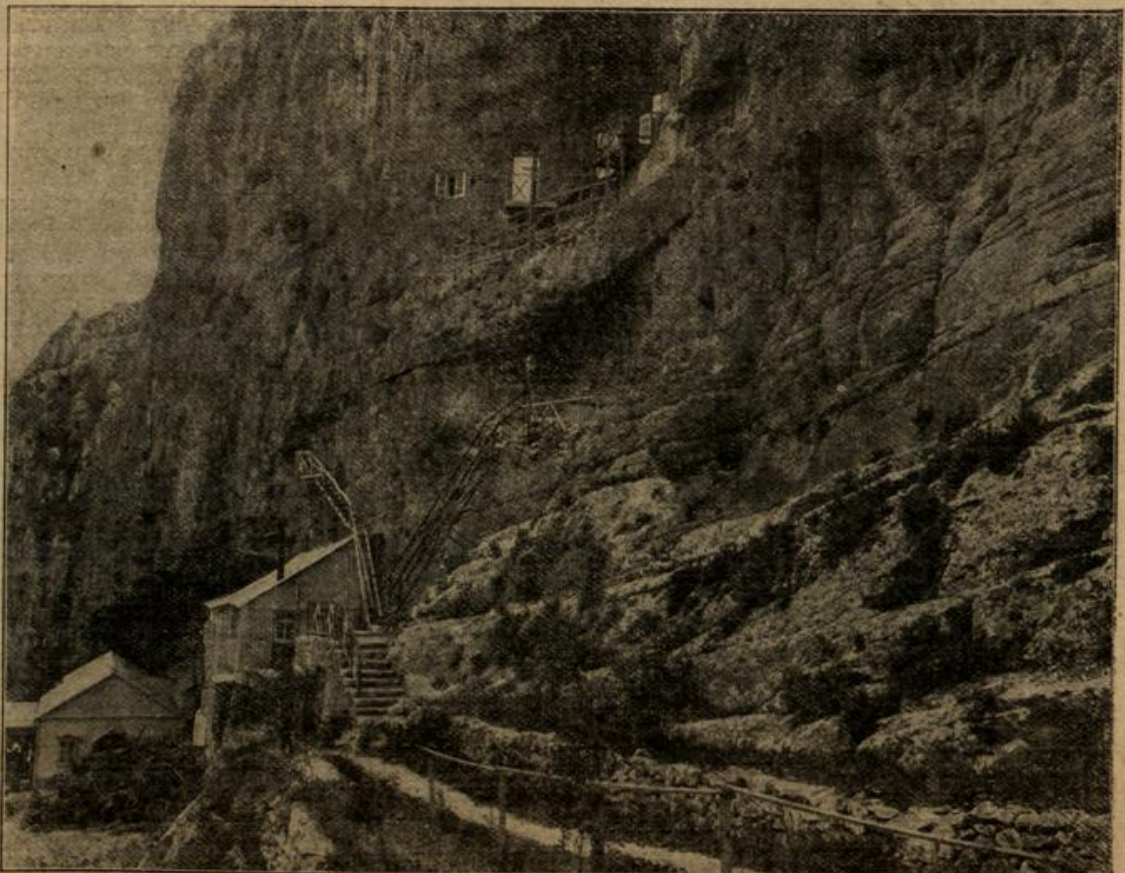
wesen, also konnte doch nur einzig der Schwiegerjohn die Dose eingesteckt haben — und richtig, jetzt fiel ihm ja auch ein, wie er vorhin, während der Unterhaltung, fast unausgeseht die Dose angestarrt hatte — also war's doch so! Sein Schwiegerjohn ein Aleptomane — entsehtlich war das ja! Was nun? Wie sollte er seiner Frau und seiner armen bedauernswerten Tochter dies furchtbare Geheimnis enthüllen? Das konnte er nicht, nein, das konnte er nicht! Und diesen Mann hatte er eben noch als

Schred übermannte ihn. — War das möglich? Hatte er recht gehört? Konnte das Entsehtliche wirklich geschehen sein? . . . Nein, nein, es war unmöglich! . . . Aber doch, die Dose war ja fort — die alte Minna hatte man seit fünfzehn Jahren im Hause — und sonst war doch niemand dage-



In die Felsenwände von Mar Saba eingebaute Mönchwohnungen. (Mit Text.)

ein, wie er vorhin, während der Unterhaltung, fast unausgeseht die Dose angestarrt hatte — also war's doch so! Sein Schwiegerjohn ein Aleptomane — entsehtlich war das ja! Was nun? Wie sollte er seiner Frau und seiner armen bedauernswerten Tochter dies furchtbare Geheimnis enthüllen? Das konnte er nicht, nein, das konnte er nicht! Und diesen Mann hatte er eben noch als



Durch Treppen und Galerien zugängig gemachte Felsenwohnungen bei Ain Fara in Palästina. (Mit Text.)

so fehlerlos gepriesen, ihn eben noch dem eigenen Sohn als Vorbild hingestellt — schrecklich!

Da öffnete sich die Tür und herein trat — lachend, strahlend, überglücklich — der junge Herr Bräutigam — seine Sehnsucht war gestillt.

Mit unruhigen, prüfenden Augen sah Papachen zu ihm hin — einen Augenblick nur, dann ging er kurz entschlossen vor.

„Schwiegersohn,“ begann er ernst, „ich weiß alles!“

Fritz fuhr zusammen und starrte ihn an.

„Aber warum hast du mir nicht offen und ehrlich alles schon längst gestanden?“

„Ich wagte es nicht!“ leinlaut sagte er es.

„Aber das warst du uns allen doch schuldig! Du hättest doch Vertrauen haben sollen!“

„Ich fürchtete, Gretchen würde mich abweisen, deshalb wollte ich erst nach der Hochzeit alles gesehen.“

„Aber Unglücks Mensch, was soll denn nun werden? Kannst du es dir denn nicht wieder abgewöhnen?“

„Nein, das kann ich nicht! Das ist ganz unmöglich!“

„So machst du uns ja alle unglücklich!“

Da sah Fritz lächelnd zu dem alten Herrn hin und sagte: „Aber, Papachen, du hast ja deine Frau doch auch nicht unglücklich gemacht und du hast doch dasselbe Laster!“

„Was? Ich? Dasselbe Laster?“ Der Alte starrte ihn an.

Und Fritz lächelte ruhig weiter: „Aber ja, ich habe es doch eben erst gesehen!“

„W — w — w — was hast du gesehen?“

„Nun, wie du geschnupft hast.“

Da riß der alte Herr die Augen auf, besann sich einen Moment, und dann plötzlich begann er dröhnend zu lachen.

„Ach, du schnupfst also auch?“

„Nun ja, das ist doch mein Laster.“

„Oh! — Und ich dachte! — Oh, oh, oh!“

„Ja, was dachtest du denn?“

„Nichts, mein Junge, nichts! — Vergessen wir schnell die kleine Episode!“ rief lachend der alte Herr — „und nun komm zu deiner Braut, ich werde dich bei ihr entschuldigen wegen deines Lasters — komm, komm, ich nehme alles auf mich!“

Arm in Arm gingen sie lachend davon.

Eine Stunde beim Antiquitätenhändler.

Von Julia Windmüller in Hamburg. (Nachdruck verb.)

Schon zehn Minuten wartete ich, von Ungeduld gepeinigt, auf Lissi, meine kleine Braut, die sich in den Kopf gesetzt hatte, ein ganz altes Zimmer zusammenzulaufen. Müde und in mein Schicksal ergeben, setzte ich mich schließlich in einen alten, bequemen Stuhl, der der verstorbene Königin gehört haben sollte und von dieser einem alten Diener geschenkt wurde. So kam er denn in die Hände des Antiquitätenhändlers.

Man hat ja nicht nötig, alles zu glauben, was geschrieben steht. Papier ist bekanntlich gebuldig. — Eine alte Uhr tickte; eine Fliege, die nach vergeblichen Anstrengungen, auf meiner Nase Platz zu nehmen, durch die Stube summt, machte mich schläfrig.

Ich setzte mich bequemer zurecht und dachte über die Vergangenheit des Stuhles nach, ob er wohl wirklich in dem Besitz unserer vielgeliebten Königin gewesen und —

„Tid-tad! Es ist doch merkwürdig,“ hörte ich da plötzlich eine leise klingende Stimme, die offenbar aus der Richtung eines messingnen Leuchters kam, „daß so unbedeutende Geschöpfe wie du dich immerfort bemerkbar machen müssen!“ Und gleich darauf eine knarrende Stimme, die aus der Uhr ertönte: „du alter, verbeulter, mit Grünspan besetzter Knappe paßt wirklich nur in eine Kumpellammer. Wo zu bist du zu gebrauchen? Haha! Tid-tad, alter grünlicher Patron, du bist antik und weiter nichts. Ich gehe noch, trotz meines hohen Alters, zeige die Stunden, die Daten, die Monate an und bin viel mehr wert als du!“

„Seid still und zankt euch nicht,“ sagte der Stuhl mit Würde, „und ratet mir lieber, wie ich die Lüge, die seit meinem Hiersein an mir klebt, abwälzen kann.“

„Welche Lüge denn?“ tickte die Uhr.

„Die Lüge, die auf dem weißen Zettel steht. Ich bin nie in einem Palast gewesen, ich bin in Ehren alt geworden bei guten Bürgerleuten und verachte alles, was nicht echt und wahr ist!“

„Du bist viel mehr wert, wenn du dir den Anschein gibst, als kämest du aus einem Palaste“, warf der Leuchter ein. „Ich selbst bin künstlich antik gemacht worden; man sieht es gar nicht, und die Uhr kann es nicht hören, daß ich dir etwas anvertraue. Man hat mich hin und her geworfen, damit ich Beulen bekomme, und jetzt habe ich dadurch den zehnfachen Wert.“

„Was habt ihr da zu tuscheln“, ließ sich ein alter Perserteppich vernehmen. „Mit meinen vielen Mottenlöchern, die so fein aus-

gebeffert sind, daß man sie nicht bemerkt, bin ich das wertvollste Stück im Laden.“

„Ich bin viel schöner und kostbarer als du,“ bemerkte die Spitze, „ich bin die beste Imitation der berühmten Isabell, die gestohlen wurde; jetzt gelte ich für sie und bin so kostbar wie sie.“

„Ruhe!“ rief der alte Stuhl, „ich bin alt und werde wohl ausgeschieden haben. Vorher will ich euch eine Geschichte erzählen.“

„Ja, erzähle, erzähle,“ riefen alle, „wo kommst du her?“

„Ich stand mit vielen anderen Gebrauchsgegenständen in einem Möbellager. Eines Tages wurde ich in das Schaufenster gestellt und sah von nun an viele Leute an mir vorübergehen.“

„Ich mußte wohl vielen gefallen haben, denn ich wurde mehrmals in dem Laden gezeigt und dann wieder ins Schaufenster gestellt.“

„Der Preis ist zu hoch“, sagten die Leute. Einmal blieb ein junges Paar vor dem Schaufenster stehen, und es schien mir, als ob der Gegenstand ihrer Unterhaltung sei. Sie kamen in den Laden, ich wurde herbeigeholt und dann eingepackt in den Kellerraum.“

„Das war langweilig: ich sah immer das gleiche Gesicht, mußte lange Zeit dort zubringen. Doch endlich kam die Erlösung.“

Ich wurde fortgebracht, und als meine Hülle abgenommen wurde, befand ich mich in einem mit Blumen geschmückten Erker.“

„Ich trat dasselbe Paar in die Stube, das ich schon im Laden sah.“

„Mann hatte seinen Arm um die Schultern der Frau gelegt,“

führte sie zu mir, „dort in dem Stuhl sollst du sitzen und mich erwarten, mein Lieb, wenn ich vom Geschäft nach Hause komme.“

Sie weinte und dankte ihm mit Küssen für sein Geschenk, seine Liebe. Ich verstand das alles erst später.

Abends in der Dämmerstunde saßen sie oft in dem Erker. Er setzte sich dann in meine weichen Polster, und sie saß auf seinem Schoß wie ein Kind. Ihr Kopf ruhte an seiner Brust. Sie küßte sich und sprach von Liebe; dann flüsterten sie oft so leise, daß ich nichts verstehen konnte. Ihr liebes Gesichtchen erhellte eine Rose, und ihre Augen glänzten vor Glückseligkeit. Träumte ich sie oft am Fenster oder arbeitete kleine zierliche Sächelchen wie ich sie nie gesehen. Wenn er heimkam, legte sie diese oft in seine großen, kräftigen Hände, die vorsichtig die einzigen Augenwerke ansahen, als könnten sie ihm entfallen. Dann saßen die beiden lange in die Augen, aber sie sprachen nicht. Wie er es, dann legte sie ihm ihre kleine, weiche Hand auf den Arm und flüsterte: „Nicht sprechen! Schau mir in die Augen, Liebster, darin steht alles geschrieben, was du mir und ich dir sagen möchte.“

Lange Zeit kam die Frau nicht mehr. Ich wußte nicht, weshalb. Da führte er sie eines Tages behutsam wie ein Kleinkind an ihren Lieblingsplatz. Sie sah blaß und zart aus; ich hatte sie nie so gesehen. Als sie im Stuhl saß, brachte eine Frau ein kleines weißes Bündel und legte es ihr behutsam in die Arme. Als sie es öffnete, sah sie ein winziges Gesicht schauen daraus hervor, die junge Frau sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Unterwürfigkeit und Glück auf ihren Gatten und das Bübchen, das sie an ihr drückte. „So sieht also ein kleiner Mensch aus“, dachte ich bei mir, „wie merkwürdig!“ Im Laufe der Jahre wurde noch manche kleine Menschlein der Mutter in die Arme gelegt, drei Buben und zwei Mädchen. Die größeren Kinder kletterten gern auf mir herum, und manches Märchen belauschte ich, das die Mutter erzählte. Ich wollte, ich könnte euch diese traulichen Stunden schildern.

Die Jahre zogen vorüber; ich verlebte Freud' und Leid mit der Familie. Aus den Kindern wurden große Menschen; die Söhne zogen hinaus in die Fremde, die Töchter verheirateten sich. Die Frau verbreitete, wie in ihrer Jugend, eine stille Glückseligkeit; in dem Erker saß sie oft auf ihrem Lieblingsplatz, und dem Mann die Sorgenfalten von der Stirn mit ihren schon ruhigen Händen. Die Söhne kamen und beichteten hier, die Töchter ihre ersten Liebesträume. Hier war der Großmutter der erste Enkel in den Schoß gelegt, und wie ihrem Erstgeborenen legte sie segnend mit einem stillen Gebet ihre Hände auf des Kindes Haupt. Hier brach sie zusammen, als die Kunde erhielt, daß ihr liebster Gefährte sie auf ewig verlassen würde. Daß ihr Glück von dem kalten Senfemännchen zertrümmert sei, blieb ihren Kindern die gütige Mutter und belämpfte weder Schmerz; aber ihr schönes Blondhaar, das ihn so oft entzündet wurde weiß, und um ihren Mund gruben sich tiefe Falten. Ich lebte sehr zurückgezogen, nur für ihre Kinder und ihre Arme. Eines Tages fand man sie entseelt; der Kopf ruhte an meinem Knie, die fleißigen Hände lagen kalt und bleich in ihrem Schoß.

„Liebster, schämst du dich nicht, am hellen Vormittag zu schlafen wie ein Dachs?“ Erichtruden fahre ich in die Höhe. Vor mir steht Lissi, blühend wie ein sonniger Frühlingstag, und ich sehe sie lachend, mit tausend Entschuldigungen für ihr Zuspätkommen um den Hals. Sie gibt mich endlich frei und sieht auf den Stuhl in dessen weichen Polstern ich eben so wunderbar geträumt habe.

„Liebster, solchen Stuhl hatte die Großmama; schau nur, es könnte fast derselbe sein.“ Nachdenklich ruht ihr Blick auf dem

blischenen Überzug, bis er überrascht auf einer Stelle haften ist. Dort waren fünf kleine Fingerabdrücke. „Kurt, es ist der Stuhl! Sieh nur die Fingerchen, die stammen von mir, und aller Mühe konnte Großmutterchen sie nicht wieder entfernen.“ Zwei Seelen und ein Gedanke. Ich kaufte den Stuhl und schenkte meiner Elfi später in einer traulichen Stunde in der Zeit unserer Ehe, was ich in dem alten Stuhl träumte. O Gott, wir werden ebenso glücklich, wie ich es im Traum sehen! . . .

Mehr Sprachzucht!

Von H. Schöps. (Nachdruck verboten.)

Von dem Stil, d. h. von der Art und Weise, sich auszudrücken, kann man mit ziemlicher Sicherheit auf den Charakter eines Menschen schließen, es müßte denn sein, daß er zu der Sorte von Menschen gehörte, denen die Sprache ein Mittel ist, ihre Gedanken zu verbergen. Wenn aber die Ausdrucksweise für die Beurteilung eines Menschen so schwer ins Gewicht fällt, so müßte man erwarten, daß ein jeder dabei ein wenig Selbstzucht übt und sich leichtfertigkeit gehen ließe. Und doch kann man in dieser Beziehung täglich eine große Nachlässigkeit beobachten, besonders im täglichen Ausdruck, eine Nachlässigkeit, die sich nicht etwa bloß bei den Ungebildeten beschränkt, die die Muttersprache nicht richtig zu gebrauchen wissen, sondern die man auch recht oft an gebildeten wahrnehmen kann, die richtig sprechen könnten, wenn sie wollten. Wir bedauern so sehr den Stotterer und Lispeler, der, bei dem eins der physischen Sprachorgane nicht normal ist, das mit Recht, denn die Sprache ist eins der köstlichsten Werkzeuge, die uns mit unserselbst zu verständigen, Freude am Zusammenleben und Zusammenleben zu empfinden. Um so unverantwortlicher ist es aber, wenn Leute das köstliche Gut aus Bequemlichkeit oder schlechter Gewohnheit mißhandeln.

Diese Mißhandlung der Sprache besteht oft in einer schlechten Wahl des Ausdrucks. Unsere Muttersprache hat eine so reiche Fülle von Wörtern und Wortformen, daß wir nicht nur für die verschiedensten Gedanken, sondern selbst für die feinsten Schattierungen der Stimmungen treffendste Ausdrücke haben. Sie zu finden ist freilich ein wenig Nachdenken und Aufmerksamkeit; viel mehr ist's ja, sich mit Allerweltsbegriffen zu behelfen, wie besonders halbverstandene und darum halbrichtig angewandte Ausdrücke, wie Interesse, Disposition und ähnliche, darstellen. So ist es den Unwissenden kann man sich durch diesen fremden Glitter vor den Schein einer gewissen Gelehrsamkeit geben, der Verdächtige aber verachtet den eiligen Tropf, der, weil ihm Gedanken fehlen, mit leeren Worten klappert.

Unter den jungen Leuten ist's Mode geworden, sich in allerlei Ausdrücken auszuprobieren, die aber nicht etwa als der wahre Ausdruck der in diesem Alter rasch wechselnden Stimmungen, die natürlich bald himmelhoch jauchzend emporstehen, bald zu betrübt herabsinken, aufzufassen sind. Da hat man sich „amüsiert“, war bei einem „himmlischen“ Konzert, einer „reizenden“ Theateraufführung; der Kuchen schmeckt „reizend“, gar „ideal“, das Kaffeefest war „geliebt“, und „er“ ist „nach einzig“ und benimmt sich „tadellos“. Das ist weder richtig, noch klingt es schön, selbst nicht aus dem Munde des reifsten jungen Herrn oder des reizendsten Badischchens; und bleibt — albern. Ja, es hat schon Männer gegeben, die in anmutiges junges Mädchen ganz verliebt waren — bis sie sprechen hörten; da wurden sie auf einmal ernüchtert.

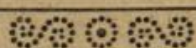
Zum richtigen und guten Sprechen sollten die Eltern schon das anhalten, wenn es die ersten Worte lernt. Hier kann mit dem Sprechen natürlich nur die korrekte Aussprache und der Gebrauch des richtigen Namens der Dinge, die das Kind zuerst kennen und benennen lernt, gemeint sein. Die Eltern geben sich so rührend große Mühe, ihr Kind lehren zu lassen, ihm das Lesen und Knicken und andere schöne Außerlichkeiten beizubringen; aber das gute Sprechen dünkt ihnen oft Nebenache. Zum 5. und 6. Lebensjahre verdreht und verwechselt das Kind die Laute, und warum? Weil sich niemand die Mühe gibt, ihm gut und deutlich vorzusprechen. Ja, oft haben die Eltern Freude daran, wenn das Kind so tollig radebrecht; aber es radebricht, das Kind als Hanswurst zu betrachten. Häufig werden kleinen absichtlich falsche Worte beigebracht, sie lernen gleich vor der Sprache der Erwachsenen erst eine alberne Kinder-sprache, die sie später schleunigst wieder vergessen müssen; so wird der Hund als „Bauwan“ bezeichnet, die Eisenbahn als „Schiff“, das Schlafengehen als „Tütümchen“ usw. usw.; fast jede Familie hat ihren besonderen Wortschatz für die Kleinen, individuelle Kleinkindersprache. Würde der auf solche Torverwendete Fleiß dazu benützt werden, das Kind von vorn-

herein zum deutlichen und richtigen Sprechen zu erziehen, so würde er bessere Zinsen tragen.

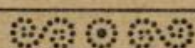
Mancher wird sagen: „Wozu ist denn die Schule da? Ich denke, da soll das Kind richtig sprechen lernen.“ Wohl, sie quält sich auch redlich damit ab, man darf aber den Einfluß der Schule in dieser Hinsicht auch nicht überschätzen. Fehler verhüten ist bekanntlich leichter, als Fehler auszurotten. Es gelingt ihr oft nicht, das wieder gutzumachen, was die Eltern in den ersten sechs Lebensjahren gesündigt haben. Bleibt doch die Umgebung des Kindes auch nach dem Schuleintritt dieselbe, so daß das Haus oft wieder einreißt, was die Schule mühsam aufgebaut hat. Und das Kind spricht ja zu Hause viel, viel mehr als in der Schule, die bei dem notwendigen Massenunterrichte den einzelnen Schüler verhältnismäßig wenig drannehmen kann. Dazu kommt, daß bei Kindern weit wirksamer als Unterricht und Belehrung das Beispiel ist; Kinder besitzen einen großen Nachahmungstrieb, nicht die erzwungene Sprache der Schule geht den meisten in Fleisch und Blut über, sondern die Sprache von Vater und Mutter — heißt sie doch darum die Muttersprache. Darauf weist ja auch das Sprichwort: „Wie die Alten jungen, so ziwschern auch die Jungen“ in seiner Grundbedeutung hin.

Wenn schon der Satz: „Wie die Sprache, so der Mensch“ seine Berechtigung hat, so noch mehr die Umkehr desselben: „Wie der Mensch, so seine Sprache“. Ein Mensch mit vornehmer Gesinnung bringt nicht gemeine oder unnötig verlegende Redensarten über die Lippen; einem ernstern, gewissenhaften Charakter widersteht es, ohne Überlegung draufloszuschwätzen; edle Gedanken verlangen edle Prägung. Wer aber zur rechten Sache das rechte Wort findet, der wird auch nicht in den Wind sprechen, sondern sein Wort wird die gewünschte Wirkung haben. — In diesem Sinne sagt Rückert, ein echter Sprachmeister:

„Daß auf dich etwas rechten Eindruck machen,
So wirst du bald den rechten Ausdruck finden;
Und kannst du erst den rechten Ausdruck finden,
So wirst du auch den rechten Eindruck machen.“

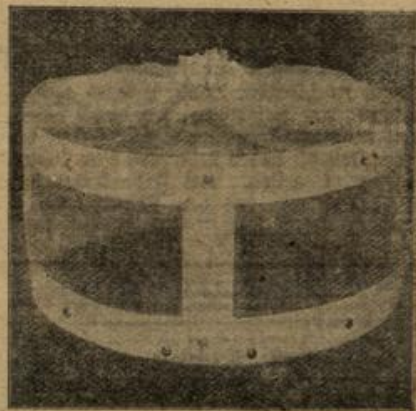


Fürs Haus

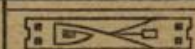


Selbsthergestellte Fliegenklode.

Der beste Schutz gegen Fliegen und anderes Ungeziefer, wie Raupen, Ameisen, Wespen, sind Gloden aus Drahtgaze. Da sie eine erhebliche Ausgabe bedeuten, wird die sparsame Hausfrau vielleicht gern unserem Vorschlag folgen, diese Gloden selbst herzustellen, zumal die Arbeit kaum zehn Minuten in Anspruch nimmt. Man schneidet aus weißer, steifer, aber biegsamer Pappe zwei 77 cm lange und 2 cm breite Streifen zurecht, ferner vier ebenso breite aber nur 13 cm lange Stege, verbindet die langen Streifen mit Hilfe kleiner Nistklammern zur Rundung, wobei man gleich einen der kurzen Stege mitfaßt. Die übrigen drei Stege werden in gleichen Abständen ebenfalls mit Nistklammern an den Reifen befestigt, so daß sich ein haltbares Gestell ergibt. Nun folgt die Befestigung mit einem Streifen weißer Gaze, der so lang sein muß, daß er rund um das Gestell läuft und die nötige Nahtzugabe aufweist. Er ist circa 26 cm breit und wird mit Heftstichen zur Rundung geschlossen. Seinen unteren Rand knüpft man links ein und befestigt ihn mit Nistklammern am unteren Pappreifen. Des besseren Haltens wegen zweckt man die Gaze auch am oberen Reifen an, zieht den Stoff mit einem starken Faden eben zum Köpfchen ein, ganz fest an und bindet zu. Damit ist die Klotz fertig. Nach unseren Mäßen hat sie 24 cm Durchmesser, kann aber beliebig größer oder kleiner, für die Küche auch aus grauer oder schwarzer Gaze gefertigt werden. In Weiß, eventuell mit Null bespannt, eignet sie sich gut für den Kaffeetisch im Garten oder auf dem Balkon. Bei der Schlußnaht an der Seite legt man die Gazeränder am besten übereinander, nicht aneinander, die Verbindungsstelle fällt dann gar nicht auf. E. G. G.



Unsere Bilder



Entwurf zu einem Ehrengrabmal für General v. Emmich in Hannover. Das Grabmal, nach einem Modell des Stadtbaurates Wolf in Hannover, wird auf Kosten der Haupt- und Residenzstadt Hannover, für deren verstorbenen Ehrenbürger, General von Emmich, errichtet und befindet sich in der Ausführung.

Richard Fürst zu Zohn-Schlobitten, starb im Alter von 73 Jahren an Lungenentzündung in Wilna, wo er als Generaldelegierter der Frei-

willigen Krankenpflege eine ebenso aufopfernde wie segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Der kraftvolle deutsche Edelmann zählte zum engeren Freundeskreis des Deutschen Kaisers, der alljährlich sein Jagdgast war, und der ihn durch zahlreiche äußere Ehrungen auszeichnete. Er war Mitglied des preussischen Herrenhauses, Vorsitzender des ostpreussischen Provinziallandtags und Oberst à la suite. Großes Interesse widmete der Fürst auch der Pferdezucht, dem Geflüßwesen und dem Rennsport.

Felsenlöcher und Höhlenwohnungen in Palästina. Der Wadi Fara in Palästina ist einer der wenigen Gebirgsläufe, der auch im Sommer Wasser enthält und frischer grüner Vegetation im Tale Nahrung spendet, selbst wo der Bach stellenweise einen unterirdischen Lauf besitzt. In der Nähe der im Talgrunde zwischen großen Felsblöcken verborgenen stets wasserreichen Quellen zeigen Überreste von Prachtbauten und Wasserleitungen, daß das Tal in früheren Zeiten viele Bewohner hatte. Sie sind längst verschwunden, und nur noch oben an den beiden steil abfallenden Felswänden, die das schluchtartige Tal einschließen, wohnen noch Einsiedler in uralten Felsenwohnungen, die später durch Fenster, Türen und Holztreppe behaglicher gemacht worden sind. Weiter unten im Tale dienen ähnliche Höhlen als Ställe für das spärliche Vieh. Das Innere dieser Troglodytenwohnungen ist recht armelig. Weiter in der Moabiterwüste und im Sinai, mitten in der trostlosen, von der Sonne durchglühten Felseneinsamkeit, haben sich schon im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung christliche Mönche nach solchen Felshöhlen zurückgezogen. Einsiedler, die durch Blößen und Kasteien sich die ewige Seligkeit erwerben wollten, oder auch ganze Mönchsorden von Bönobiten. Derartige Felsenlöcher gibt es auch in Palästina, und eins der berühmtesten ist das nur einige Wegstunden von Jerusalem wie von Bethlehem entfernte Mar Saba, mitten in der Felswüste, etwa halben Wegs zwischen diesen Städten und dem Toten Meer gelegen. Wer sich von Jerusalem aus Mar Saba auf trostlosen, steinigem Wege durch einames, unheimlich wüstes Bergland nähert, wird überrascht innehalten, wenn er plötzlich auf einer steilen, stellenweise senkrecht in eine enge Schlucht abstürzenden Felswand das wunderbare Gewirr von Häusern, Türmen, Terrassen, Erkern, Galerien und Strebemauern erblickt, das dort hinter und übereinander wie ebenso viele Schwalbennester an diesem Abhang klebt. Unwillkürlich fragt man sich, was die Erbauer veranlaßt haben kann, ihre Wohnungen hier in dieser schauerlichen Einöde, weit entfernt von anderen Ansiedlungen der Menschen, von Flüssen, fruchtbarem Land, Feldern und Wäldern, auf Felsboden, wo nichts gedeiht, mühsam anzulegen? Sie haben dort nicht einmal Sicherheit gefunden, wie die hohen steinernen Ringmauern und Türme, die diese Festung umgeben, beweisen. Das Felsenkloster wird von Palästinareisenden viel besucht, und wer von dem Mutterkloster in Jerusalem eine Empfehlung mitbringt, erhält auch Unterkunft und bescheidene Verköstigung.



Übung macht den Meister.

„Ein ganz erkannt, Meister, daß Sie meine Haare so tadellos schneiden konnten; ich dachte, Sie hätten doch gar keine Übung darin?“
„Ja freilich, künft'ig mehr, wo ich doch allweil an Wirt seine dreihundert Schafe scheeren muß!“

Räumen wurde auch Abanzits Studierzimmer gereinigt und geordnet. Als er es betrat, fragte er die Magd: „Was hast du mit den Papierstücken gemacht, die am Barometer lagen?“ — „Nun, die waren so schmutzig,“ antwortete die Gefragte, „daß ich sie verbrannt habe.“ — Abanzit kreuzte die Arme, kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst und sagte dann ruhig gefaßt: „Du hast die Ergebnisse einer siebenundzwanzigjährigen Arbeit zerstört. Für die Zukunft jedoch berühre nichts in diesem Zimmer!“

Gemeinnütziges

Zoll Bleichellerie im Keller durchwintert werden, so darf er niemals bereits gebleicht eingebracht werden. Gebleichte Pflanzen faulen bald. Erst im Keller ist also durch Einschlag die Bleiche einzuleiten.

Winterjulat wird am besten auf hohen, gelegenen Beeten in sanft abfallender Lage gepflanzt, damit die Pflänzchen im Winter möglichst wenig von der Morgensonne getroffen werden. Das wird durch kleine Erdwälle erreicht, die nach Süden aufgeworfen werden. Die Pflänzchen leiden im Winter weniger durch die Kälte als durch das wiederholte Aufstauen und Wiedergefrieren des Bodens.

Die Schliche. Ende Oktober oder Anfang November, nachdem sich die ersten Fröste eingestellt haben, werden die Schlichen gesammelt und dann an der Luft getrocknet. Die Schlichen haben sich besonders als Mittel gegen Durchfall gut bewährt. Man nimmt alsdann ein Handvoll getrockneter Schlichen, zerstampfe sie und kocht sie mit 1/2 Liter Wasser ab. — Die abgepresste Flüssigkeit wird im Laufe des Tages getrunken.

Gutes Haarwasser kann man selbst herstellen. Es gehören dazu: 100 Gramm Franzbranntwein, 25 Gr. Rosenwasser, 20 Gramm Glycerin, 10 Tropfen Rosenöl.

Holzgeräte und Fässer gegen Feuchtigkeit und Schimmelbildung zu schützen. Ehe man vor Beginn des Winters die Gartenbänke, Tische, Blumentübel aus Holz und leere Balkontasten im Keller verwahrt, sollte man sie, um eine Schimmelbildung zu vermeiden und sie vor dem Einfluß der Feuchtigkeit zu schützen, mit einem Schuhüberzug versehen, den man auf folgende einfache Weise herstellt. Man schmelze auf schwacher Herdfeuer, aber nicht auf offener Flamme, recht vorsichtig und langsam zwei Teile Leinöl mit drei Teile Kolophonium zu einer Masse zusammen und bestreiche mit der ziemlich heißen Flüssigkeit die Holzgegenstände. Diese sind natürlich vorher erst gut zu säubern und müssen unbedingt völlig trocken sein, ehe man mit dem Anstrich beginnt. Durch dieses einfache Verfahren wird das Holz der Geräte usw. mit einem glänzenden, dauerhaften Schicht überzogen, die keine Feuchtigkeit eindringen läßt und sowohl die Haltbarkeit wie das gute Aussehen der Holzgegenstände erhöht. Auch für Waschwannen und Fässer, für Obstkörben, Weinchränke, kurz alle Gegenstände aus Holz, die sich im Keller und der Waschküche vorfinden, und bei denen Zerfall durch Feuchtigkeit und Verderben durch Schimmelansatz zu befürchten ist, kann das Mittel empfohlen werden. S. B.

Auflösung.

11	22	33
22	33	44
33	44	11
44	11	22

Rätselfrage.

gen	das	stirb
ben		gig
ken	wan	te

Homonym.

Auf dem Borte belagert sein hergerichtet. Der Diener dem Herrn das Gerichte. Dann merkt der Hund die Dienerkost. Sein Herr, der trägt es schon am Schilde. Fritz Guggenberger.

Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6. Eine niederländische Stadt.
 - 2 1 4 6. Ein Milchprodukt.
 - 1 4 5. Ein Nebenfluß des Rheins.
 - 4 6 2 1. Eine griechische Göttin.
 - 5 2 3 1. Ein Mädchennamen.
 - 6 1 2 3 5. Ein französischer Fluß.
- Die erste Senkrechte ergibt wieder 1 2 3 4 5 6.

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Blumenbindereien.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Selbstbewußt. Richter: „Angellager, warum haben Sie bei Ihrer Verhaftung einen falschen Namen angegeben?“ — Angellager: „Na, ich will doch nicht für jede Lumperei meinen ehrlichen Namen hergeben.“

Zweitkampf. Im Jahre 1434 kam ein Tataar nach Adrianopel, wo damals der Sultan Amurat residierte, und bot allen Türken einen Zweikampf an, zu Fuß, bloß mit dem Schwerte bewaffnet, nadend und ohne Schutzpanzer, wie Schild oder Helm. Keiner wagte gegen den schon berühmten Kämpfer vorzutreten, bis der 21 Jahre alte Castriolo, später als Scanderbeg in der Geschichte so berühmt, den Kampf annahm, und mit dem ersten Streiche seinem Gegner den Kopf abhieb.

Immer Soldat. Im Dienste hielt der Marschall Castellane mit eiserner Strenge am Reglement. Einst hatte ein Oberst einen arabischen Hengst, den er aus Afrika eingebracht, dem Marschall verkauft und nach abgeschlossenen Handel letzteren zum Frühstück eingeladen. Der Marschall erschien, wie gewöhnlich, in Uniform, der Oberst war in Schlafrock und Morgenstutzen. — Nach dem Frühstück begleitet der Gastgeber den Marschall bis auf die Straße. Indem dieser nun nach der Turmuhr schaut, sagt er zu dem Obersten: „Es ist halb zwei Uhr und Ihr seid immer noch nicht in Uniform? Gut, Ihr habt zwei Tage Arrest!“ — Damit sprengte er davon und ließ den Oberst verblüfft stehen.

Selbstbeherrschung. Der Gelehrte Abanzit widmete dem Barometer und dessen Veränderungen eine große Aufmerksamkeit, um aus diesen Erscheinungen die allgemeinen Gesetze des Luftdrucks zu erkennen. Siebenundzwanzig Jahre lang machte er tägliche Beobachtungen und schrieb sie auf Blätter Papier nieder. Als eines Tages eine neue Magd ins Haus kam, entdeckte sie sofort ihren Eifer, alles in Ordnung zu bringen. Mit den anderen